

Dies sind Stefanie und Rene. Zwei Kinder, die gerne toben oder mit der Eisenbahn spielen – so wie andere Kinder auch. Ihre Eltern sind geistig behindert

BEHINDERTE ELTERN



Traumziel Vater-Mutter-Kind

TEXT ANGELIKA OHLAND FOTOS RALF NIEMZIG

Geistig Behinderte lieben ihre Kinder wie andere Menschen auch. Aber reicht Liebe aus, um eine gute Mutter oder ein guter Vater zu sein? Und wer soll entscheiden, was richtig und wichtig ist fürs Kind?

Da liegt sie: die Mutter mit ihrem Kind. Aneinander geschmiegt, die Augen halb geschlossen, sein Ohr genau dort, wo ihr Herz schlägt. Im Gleichtakt heben und senken sich die beiden Oberkörper beim Atmen. Bald wird Florian ganz eingeschlafen sein. Ramona spricht leise, streicht mit der Hand über seinen Rücken. Alle paar Sekunden wandern ihre Augen zu seinem Gesicht: Florian, ihr Florian. Zehn Kilo Glück auf Ramonas Bauch.

Man müsste das Leben wie einen Film anhalten können: So wie in diesem Moment soll es immer bleiben. Aber das Leben ist kein Film. Bald schon wird die Ruhe vorbei sein. Dann wird Florian wieder die Fäuste in den Mund pressen und weinen, weil sein Kiefer vom Zahnen schmerzt. Ramona wird ihn wiegen und durchs Zimmer tragen, damit das Gleichmaß ihrer Schritte ihn beruhigt. Sie wird am Morgen müde aufwachen und, selber noch halb im Schlaf, die Windeln wechseln. Und sie wird diese Mühen sofort vergessen beim ersten Lächeln, das Florians zahnloser Mund ihr schenkt.

Für dieses Lächeln würde Ramona alles tun. Ein Leben ohne Florian? Das eigene Kind zu fremden Pflegeeltern geben? Niemals! Also ist sie ins Heim gezogen.

Denn Ramona ist anders. Sie spricht langsam und ihre Sätze sind schlicht. Wenn sie schreibt, sieht es aus wie von Kinderhand. Die Zahlen gehen ihr leicht durcheinander und mit den Zahlen die Zeit: eine Stunde, eine Woche, ein Jahr – solche Dimensionen misst sie mit Großzügigkeit. Es fällt ihr schwer, Unterscheidungen zu treffen: Dass man Bekannte duzt, Fremde aber siezt, davon versteht sie nichts. Weil ihre Intelligenz weit unter dem liegt, was als Normalmaß gilt, steht in ihren Akten der Vermerk: geistig behindert.

Geistig behindert: zwei Worte wie ein Hammerschlag. Die kennt sich nicht aus, die hat keine Ahnung. Die ist doch doof – bestimmt auch viel zu doof für ein Kind. So denken die Leute, nicht wahr?

Aber wer kann schon in die Leute hineinschauen. Ramona zuckt die Achseln. Sie sagt, dass sie fast alles selbst machen kann. Heute

Dies ist Florian. Er hat viele Kuscheltiere und bekommt gerade den ersten Zahn. Am liebsten liegt er bei Ramona, seiner Mutter, auf dem Bauch (rechte Seite unten)



BEHINDERTE ELTERN

HILFE FÜR GEISTIG BEHINDERTE ELTERN

Auch für geistig behinderte Menschen ist es natürlich, einen Kinderwunsch zu entwickeln. Das Grundgesetz schützt diesen Wunsch, indem es allen Menschen dieselben Rechte garantiert. Dazu gehört auch die Elternschaft, selbst wenn Eltern nicht in der Lage sein sollten, die volle Verantwortung bei der Erziehung ihrer Kinder zu tragen.

Laut einer Studie der Lebenshilfe, einer Vereinigung für Menschen mit geistiger Behinderung, gab es 1993 in Deutschland etwa 1000 geistig behinderte Eltern mit 1360 Kindern. Ein Viertel der Kinder wuchs bei den Eltern auf, weitere 14 Prozent bei nur einem Elternteil. Weitere 20 Prozent wurden adoptiert oder in Pflegefamilien aufgenommen, neun Prozent waren in Heimen untergebracht. Die Untersuchung zeigte eine breite Palette elterlicher Verhaltensweisen – es gab „gute“ und „schlechte“ Eltern. Häufig traten dann besondere Probleme auf, wenn die Kindheit der Eltern durch Gewalt, Missbrauch und Verwahrlosung geprägt war.

In Deutschland ist die Zahl der Einrichtungen, die geistig behinderte Eltern und ihre Kinder betreuen, in den letzten Jahren auf 11 angestiegen. Dazu gehören die Bodelschwing'schen Anstalten in Bethel, das Wohnprojekt „Tandem“ der evangelischen Stiftung in Hamburg-Alsterdorf und das „Familienprojekt“ der Lebenshilfe in Berlin. Alle Einrichtungen setzen ein Mindestmaß an Kindesversorgung, eine emotionale Bindungsfähigkeit sowie die Bereitschaft, die professionellen Hilfsangebote anzunehmen, voraus. Dass eine Gefährdung des Kindes ausgeschlossen ist, versteht sich von selbst.

essiert sich wenig für die Idylle draußen vor der Tür. Sie ist für die Probleme hinter den Türen zuständig. Jene Probleme, die entstehen, wenn Vierjährige cleverer als ihre Eltern sind. Wenn Dreijährige sprechen wollen und niemand antwortet; wenn Achtjährigen die eigene Mutter peinlich ist. Denn je älter die Kinder, desto größer die Gefahr, dass ihre Eltern nicht mehr mithalten können. Überforderte Mütter, unterforderte Kinder: Das ist der Punkt, an dem die Familienkrise und Ulrike Marschalls Einsatz beginnen.

Ulrike Marschall packt die Krisen von der praktischen Seite her an. Mit ihrem Team organisiert sie Unterstützung für die Mütter und Förderung für die Kinder. Wer hilft beim Putzen und wer liest vor? Mit wem lernt das Kind Fahrradfahren und wer begleitet die Eltern zum Kinderarzt? Es gibt Frühförderung und Schularbeitshilfe, eine Küche, die für die Mütter Essen kocht, und Werkstätten, in denen sie arbeiten, während ihre Kinder in der Schule sind. An alles ist gedacht, für alles scheint es eine Lösung zu geben.

Denn eines – daran lässt Frau Marschall keinen Zweifel aufkommen – kriegen diese Kinder reichlich: die Liebe ihrer Eltern. Ulrike Marschall erklärt das sachlich: „Intelligenzminderung bedeutet keine Einschränkung der Bindungsfähigkeit und Emotionalität. Deshalb sind Verhaltensauffälligkeiten bei unseren Kindern sehr selten.“ Auch Gewalt, Verwahrlosung, Missbrauch seien kein Problem. Mutwillig würde keine Mutter ihrem Kinde etwas Böses tun. Aber sie sagt auch, dass Kinder nicht nur Liebe, sondern viele Anregungen und Reize brauchen: „Jedes Kind einer behinderten Mutter ist selbst von Behinderung bedroht.“

Für eine behinderte Mutter ist das nicht einfach einzusehen. Ist es denn nicht genug, wenn sie alles gibt? Gleicht die Liebe nicht jeden Mangel aus?

Aber die Liebe ist nicht nur eine Himmelsmacht, sie ist auch schrecklich kompliziert – zu kompliziert für Nico und Simone. Vier Jahre lang haben sie versucht, eine normale Familie zu sein. Gemeinsam hat das Ehepaar mit ihrem Sohn Rene in einer netten Wohnung auf dem Waldhof gelebt. Während Nico tagsüber in einer Behindertenwerkstatt arbeiten ging, hat Simone das Kind versorgt. Hatten sie Fragen, brauchten sie Hilfe, war eine Betreuerin da.

Trotzdem wartet das Paar jetzt auf seine Scheidung. Simone ist mit ihrem Sohn in eine eigene Wohnung gezogen und Nico kann Rene nur noch zu den Besuchszeiten sehen. Die Probleme fingen



Dies sind Rene und seine Mutter Simone (oben). Die beiden sind gerade umgezogen und noch damit beschäftigt, das Umzugschaos zu beseitigen

Links: Der kleine Florian liegt auf Ramonas Bauch



Nachmittag zum Beispiel fährt sie alleine mit dem Bus in die Stadt, um für Florian eine neue Spieluhr zu kaufen – „so eine, wo das drehen tut“. Er soll es gut haben und schön. Hübsch hat Ramona die Kuscheltiere in Florians Gitterbett zurechtgesetzt. An die Wand hat sie ein großes Lebkuchenherz gehängt – „Ich liebe dich“ steht in Zuckerguss darauf. Das Herz hat ihr Florians Vater geschenkt, damit ihr die Zeit bis zum Wiedersehen am Wochenende nicht zu lang wird. Denn Florians Vater ist ebenfalls geistig behindert und lebt eine gute Autostunde entfernt in einem anderen Heim.

Ramona findet, dass sie gut klarkommt mit ihrem Kind. Ihre Betreuerinnen finden, dass Ramona Hilfe braucht. Dass es ihr manchmal schwer fällt, Situationen einzuschätzen und im richtigen Augenblick das Richtige zu tun. Solange Florian ein Baby sei, schaffe sie vieles allein, sagen sie, aber wie wird es sein, wenn er älter wird? Wenn er sich trotzig auf den Boden wirft und seine Mutter mit Warum-Fragen bombardiert? Wenn er in der Schule Prozentrech-

nen lernt und, später, seine erste Freundin hat? Aber Ramona schaut nicht in die Zukunft. Für sie ist ein einziger Tag unüberschaubar genug. Ramona freut sich an dem, was sie in dieser Minute hat: ein perfektes Stillleben mit Mutter und Kind.

Doch dieses Stillleben hat Ramona nicht selbst gemalt. Ramonas Mutterglück ist eine Erfindung von Profis. In den Maria-Christian-Heimen, einem idyllischen kleinen Dorf mitten im Wald, sorgen Sozialpädagoginnen dafür, dass das Unmögliche möglich wird: dass geistig behinderte Mütter, die kaum für sich selber sorgen können, normal entwickelte Kinder groß ziehen.

Der Waldhof, wie das Heim am Rande Kiels genannt wird, schaut aus wie ein schleswig-holsteinisches Urlaubsparadies: freundliche Häuschen stehen unter alten Bäumen, auf den Wegen raschelt das Laub. Von ihrem Büro aus kann Ulrike Marschall den Enten auf dem See beim Kopfstand zuschauen. Doch die Sozialpädagogin inter-

Dies sind Rene und Nico, sein Vater. Beide finden, dass es nichts Schöneres gibt, als mal so richtig zu toben



gleich nach der Geburt an. „Mit der Liebe war es vorbei, als Rene kam“, sagt Nico, und wenn er Liebe sagt, meint er zunächst einmal den Sex. Denn als Nico und Simone ihr Kind bekamen, erging es ihnen wie vielen anderen Paaren auch: Die Nächte waren nicht mehr zum Schlafen und schon gar nicht für die Liebe da, stattdessen mussten sie Fläschchen geben und das Baby trösten. Weil Simone dauernd mit Rene beschäftigt war, kam Nico sich überflüssig vor. Dabei hatte er sich so gefreut auf das Kind. Und dann erst die Geburt – Nico wird heute noch warm ums Herz, wenn er daran denkt, wie Rene das erste Mal in seinen Armen lag.

Aber Rene blieb nicht lange so klein und süß. Aus dem Baby wurde ein bockiger Junge, der abends nie ins Bett wollte und nach dem Zähneputzen noch nach Nutella schrie. Simone war enttäuscht, weil die schöne Kuschelzeit so schnell vorbeigegangen war. Der Haushalt wuchs ihr über den Kopf. Doch Nico hatte keine Lust, seiner Frau zu helfen, sondern ging lieber mit seinen Kumpels auf Tour.

Vielleicht war das Kind für die beiden einfach zu viel. Vielleicht wären sie ohne Kind viel eher auseinander gegangen. Wer kann das im Nachhinein schon sagen. Gewiss ist: So schwierig hatten Nico und Simone sich ihr Leben als Familie nicht vorgestellt.

Dabei war es doch „Liebe auf den ersten Blick“, als die beiden sich vor fünf Jahren in einer Behindertenwerkstatt kennen lernten. Doch dann war Simone plötzlich dauernd schlecht. Vielleicht etwas mit dem Magen, dachten sie. Und waren wie vom Blitz getroffen, als der Hausarzt ihnen mitteilte, dass sie im fünften Monat schwanger sei. Nein, gemerkt habe Simone nichts, aber dass sie die Pille abgesetzt hatte, weiß sie noch genau. Erzählt hat sie Nico das nicht. Und Nico hat sie nicht nach der Verhütung gefragt.

Heute sagen beide, dass Rene ein Wunschkind sei. Und vielleicht klappt es beim nächsten Mal ja besser. Denn das Traumziel Vater-Mutter-Kind geben Nico und Simone nicht auf. Beide haben neue Partner, und Simone möchte auf jeden Fall ein zweites Kind.

Dass die Betreuer dagegen sind, ist ihr egal. Dass es auf dem Waldhof strenge Regeln gibt, die keinen Männerbesuch über Nacht dulden, bedeutet für Simone kein Hindernis. Simone klingt fast bockig, wenn sie sagt: „Das stehe ich auch noch durch.“

Und Rene? Rene braust mit seinem Roller davon. Wenn er toben kann, geht es ihm gut. Nur im Stillen etwas tun und sich konzentrieren, das fällt ihm schwer. Auch mit dem Sprechen und der Feinmotorik hapert es. „Wahrnehmungsstörungen“ und „Entwicklungsverzögerung“ haben die Psychologen festgestellt. Ob seine Schwierigkeiten genetisch bedingt sind, wissen sie nicht. Die Trennung, die Aggressionen zwischen den Eltern, die Reizarmut – mag sein, dass alles zusammenkommt. „Ich sehe noch nicht, wo dieser Weg einmal langführt“, sagt Ulrike Marschall. Sie fördert Rene, wo sie kann. Nur dass Simone ihre Ratschläge annimmt, kann sie nicht erzwingen: „Simone sieht nicht ein, dass sie Hilfe braucht.“

Doch von dieser Einsicht hängt vieles ab. Wenn die Entwicklung des Kindes gefährdet ist, greifen die Sozialpädagoginnen ein. 23 Mütter haben sie in den vergangenen fünf Jahren auf dem Waldhof betreut – fünf der Kinder mussten sie in Pflege geben. Wenn die Grundversorgung nicht mehr klappt; wenn ein Kind auf die Behinderung seiner Mutter zu aggressiv reagiert; wenn eine Mutter nur noch an den eigenen Grenzen leidet, weil das Kind ihr zu weit überlegen ist – dann kann eine Trennung die bessere Lösung sein.

Denn dass es nicht nur den Eltern, sondern auch den Kindern gut gehen soll, das ist auf dem Waldhof oberstes Gesetz. Aber was heißt das eigentlich, wenn man sagt: Dem Kind geht es gut?

Die Leiterin der Maria-Christian-Heime gibt darauf mehrdeutige Antworten. „Jeder Mensch hat sein Schicksal, das er annehmen muss“, sagt Gerlinde Ghattas, eine zierliche Frau mit festem Auftreten. „Sie fragt doch auch niemand, ob Sie in der Lage sind, ein Kind zu erziehen!“ Gereizt weist sie die Frage nach dem Kindeswohl zurück. Für sie ist nicht die behinderte Mutter das Problem, sondern das Bild, das andere sich von geistig Behinderten machen.

Gerlinde Ghattas' Antworten sind von einer Klarheit, die keine weiteren Fragen duldet. „Unsere Mütter lieben ihre Kinder!“, sagt sie so bestimmt, als hätte jemand daran gezweifelt. Für sie ist die Liebe immer gut, besonders wenn sie so frei von Erwartungen ist wie hier. Aber sie sagt auch, dass es den erwachsenen Kindern schwer fällt, über ihre Kindheit auf dem Waldhof zu sprechen: „Die



DIE MARIE-CHRISTIAN-HEIME

Die Marie-Christian-Heime in Kiel werden wegen ihrer Lage meist Waldhof genannt. Sie wurden 1908 gegründet und gehören heute zur Diakonie. Der Waldhof besteht aus neun Häusern, in denen Menschen mit geistiger, psychischer oder sozialer Behinderung leben.

Auf dem Waldhof wohnen geistig behinderte Mütter in eigenen Wohnungen oder in Wohngruppen mit ihren Kindern zusammen und werden von Sozialpädagoginnen betreut. Häufig arbeiten die Mütter in einer der Werkstätten auf dem Waldhof, in Einzelfällen wohnt der Vater mit der Familie zusammen. Für die Kinder, von denen etwa 80 Prozent selber keine Behinderung haben, gibt es Betreuungs- und Förderprogramme; meistens gehen sie in Kindergärten oder Schulen des Kieler Stadtteils Kroog, in dem der Waldhof liegt. Ziel ist es, die Familien in den Stadtteil zu integrieren, ihre familiären Verbindungen und Freundschaften außerhalb des Heimes und ihre Selbständigkeit zu fördern. Deshalb gibt es auf dem Waldhof einen Kindergarten, den nur nicht behinderte Kinder aus dem umliegenden Stadtteil besuchen.

In den vergangenen fünf Jahren wurden 23 geistig behinderte Mütter mit ihren Kindern betreut, in fünf Fällen wurden die Kinder nach einer gewissen Zeit in Pflege gegeben. Bei einer Trennung werden Mutter wie Kinder von Sozialpädagoginnen in den neuen Lebensabschnitt begleitet. Alle Trennungen erfolgten mit dem Einverständnis der Mutter und ohne Sorgerechtsentzug. Der Kontakt zwischen Mutter und Kind bleibt auch in der Pflegefamilie erhalten, das Sorgerecht liegt bei der leiblichen Mutter, die mit der Pflegefamilie kooperieren muss.



Dies sind Eveline und ihre Tochter Stefanie (oben). Die beiden können sich gerade nicht entscheiden: Sollen sie erst aufräumen oder gleich ins Kino gehen?

Links: Eveline arbeitet als Weberin

Dies sind Stefanie und Eveline. Stefanie mag gerne wild sein, ihre Mutter macht einfach mit



SEXUALITÄT UND VERHÜTUNG

Geistig behinderte Menschen haben in der Regel ein Bedürfnis nach Sexualität wie nicht behinderte Menschen auch. Ihre Lust oder Unlust, ihre Vorlieben und Praktiken können höchst unterschiedlich sein. Dabei verläuft ihre körperliche Reifung meistens altersgemäß, während die psychische Entwicklung oft nicht Schritt hält. Die Einübung angemessener Umgangsformen kann für geistig Behinderte sehr schwierig sein, es kommt zu Irritationen und Peinlichkeiten. Die Fähigkeit, sich an einen Partner zu binden, die eigenen Wünsche zu artikulieren und verantwortungsvolle Sexualformen zu entwickeln, ist sehr unterschiedlich entwickelt.

In den letzten zehn Jahren hat es in der Sozialpädagogik eine deutliche Umorientierung gegeben: Generell wird die Sexualität geistig behinderter Menschen heute akzeptiert. Allerdings haben die unterschiedlichen Betreuungseinrichtungen daraus unterschiedliche Schlüsse gezogen. Es gibt Sozialpädagogen, die vom „Recht auf Sexualität“ sprechen und praktische Hilfen anbieten, die es den Behinderten ermöglichen sollen, verantwortungsvolle Sexualkontakte zu pflegen. Andere verhalten sich eher restriktiv und versuchen, sexuelle Kontakte zu unterbinden, zum Beispiel durch strenge Besuchsregelungen. Allerdings ist in den offenen Betreuungseinrichtungen eine solche Kontrolle meist gar nicht möglich. Deshalb kann es auch leicht zu Missbrauch kommen: Junge behinderte Frauen gelten außerhalb des Heimes oft als „leichte Beute“.

Besonders schwierig ist es, die Verhütung zu gewährleisten, weil die Fähigkeit, Folgen abzuschätzen, Zeiten einzuhalten und sich mit dem Partner zu beraten bei geistig behinderten Menschen wenig entwickelt ist. Meistens ist es Aufgabe der Betreuer, aufzuklären und mit auf die Verhütung zu achten. Die häufigsten Methoden sind die Dreimonatsspritze und die Pille, die mit anderen benötigten Medikamenten gereicht werden kann. Eine Sterilisation ist nur auf ausdrücklichen Wunsch der Betroffenen möglich, wobei die Betreuer erheblichen Einfluss auf die Entscheidung haben können. Die Bedingungen sind im Betreuungsgesetz, das 1992 in Kraft trat, geregelt. Vor 1992 war es üblich, junge, geistig behinderte Frauen zu sterilisieren. Für den Eingriff reichte die Einwilligung ihrer gesetzlichen Vertreter aus.

fühlen sich immer schuldig, weil die Mütter ihnen unterlegen sind.“ Nein, einfach sei es nicht, das Kind geistig behinderter Eltern zu sein. Aber wer sagt denn, dass das Leben immer einfach ist? „Auch behinderte Menschen haben ein Recht auf ein Kind“, findet Frau Ghattas. Aber geht dieses Recht nicht mit vielen Pflichten einher? Und was, wenn Mutter und Vater ihren Pflichten nicht gerecht werden können? Ein Kind, für das die Eltern nicht zu sorgen vermögen – ist das überhaupt wünschenswert? Wer Gerlinde Ghattas solche Fragen stellt, fühlt sich schnell im Unrecht. Als wolle er sich etwas anmaßen, als stünde er auf der falschen Seite.

Aber vielleicht sind diese Fragen gar nicht so wichtig – jetzt, wo die Kinder nun mal da sind. In diesem Moment jedenfalls kommt es wohl mehr darauf an, wo Alex hinpinkelt. Alex, der Riesenbär von Stefanie, muss mal. Stefanie hält ihn in die Ecke und zischt. Dann lässt sie Alex fallen und rennt in die Küche: „Mama, wir wollen essen!“ Mit Messer, Holzbrett und Pellkartoffeln bewaffnet kommt sie in die Stube gefegt. Sie lacht, knallt das Brettchen auf den Tisch und fängt an, die Kartoffeln mit dem Messer zu bearbeiten. Schrumfelschale landet auf der Tischdecke, Stückchen fallen auf den Boden. Ruhig schaut die Mutter ihrer Tochter bei der Arbeit zu.

„Steffie hat einen Dickkopf“, sagt Eveline und findet das schön. Schön wie alles an ihrer Tochter. Der Sommer war auch schön, da wurde Steffie eingeschult. Ein richtiges Fest haben sie gefeiert, die Uroma ist gekommen und der Vater, der auch behindert ist und in einem Heim in Hamburg lebt.

Seit sechs Jahren wohnt Eveline mit Stefanie auf dem Waldhof. Sie hat eine eigene Wohnung, zwei Zimmer mit Küche und Bad. Die Wohnung ist hell und durch die großen Fenster schaut sie auf eine Wiese mit Bäumen drum herum. Eine freundliche Wohnung. Man darf nur keine bürgerlichen Reinlichkeitsvorstellungen haben: Der Teppichboden ist unter Flecken versteckt, die Staubschicht neben dem Fernseher zentimeterdick, die ungebügelte Tischdecke eine Sammelstelle für Speisereste aller Art.

Aber Eveline und Steffie gefällt es hier. Über ihr Kind hat Eveline sich gefreut, seit sie im siebten Monat von ihrer Schwangerschaft erfuhr. Bei dieser Freude ist es geblieben, auch als die Ärzte die Diagnose „Mikrozephalie“ stellten. Doch trotz der Anomalie des Gehirns und einer verminderten Denkfähigkeit hat Steffie laufen und Sprechen gelernt, sie besucht jetzt die Sonderschule und malt Krickelbilder, die Eveline stolz präsentiert. Dann gibt es Essen.

Eveline holt die Frikadellen aus dem Ofen, Steffie wehrt sich gegen den Kräuterquark. „Nimm das Messer aus dem Mund!“ „Iss ordentlich!“ „Schmier nicht so herum!“ Grenzen setzen ist schwer, besonders für Eveline. Dann guckt die Mutter auf die Uhr. „Wollten wir heute Nachmittag nicht ins Kino?“ Eveline und Stefanie rennen zum Bus, um in die Nachmittagsvorstellung zu fahren. ✂

Ganz schön chaotisch,
dachte chrismon-Redakteurin
ANGELIKA OHLAND
manchmal – aber auch
ganz schön vital



chrismon-Fotograf
RALF NIEMZIG findet, dass
es viel mehr Einrichtungen wie
die Maria-Christian-Heime
geben müsste

